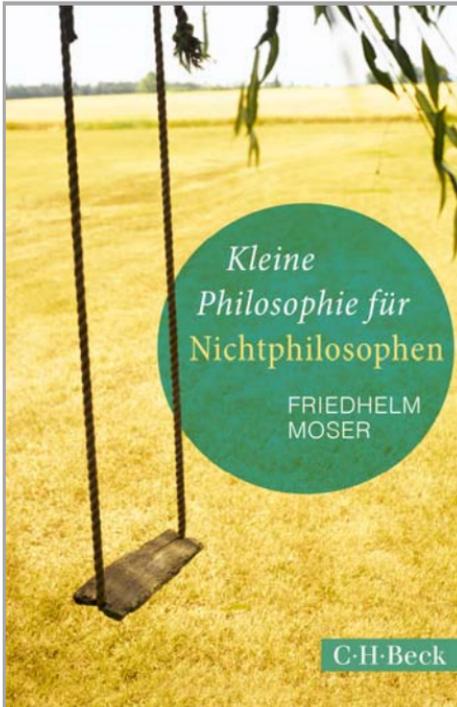


Unverkäufliche Leseprobe



Friedhelm Moser
Kleine Philosophie für Nichtphilosophen

2019. 217 S.
ISBN 978-3-406-74193-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/27896323>

Die *Kleine Philosophie für Nichtphilosophen* zeichnet ein vergessenes, anderes Bild vom wahren Philosophen. Dieser geht durchs Leben wie jemand, der zum ersten Mal durch eine fremde Metropole flaniert. Vielleicht hat er einen Reiseführer in der Tasche – die philosophische Literatur –, aber er schaut nur selten hinein. Zwar verirrt er sich hin und wieder im Gewirr der Nebenstraßen, doch dafür hat er mit der Zeit ein Gefühl für die ganze Stadt entwickelt.

Dieses Buch ist der charmant-unangestregte Versuch, neue Sympathien für die philosophische Tradition und mehr Vertrauen in die eigene Lust am Philosophieren zu wecken. Es führt den Leser in 21 kurzen Texten zu den «ewigen» Fragen des philosophischen Nachdenkens über sich und die Welt, verzichtet auf endgültige Antworten – und kommt bei all dem ganz ohne Fußnoten aus.

Philosophieren hat viel mit Um- und Abwegen, mit vagabundierenden Gedanken zu tun, lassen Sie sich überraschen!

Friedhelm Moser, 1954–1999, studierte Altphilologie und Philosophie. Nach dreizehn Jahren im Schuldienst konzentrierte er sich ganz auf die Schriftstellerei. So veröffentlichte er mehrere erfolgreiche Bücher, unter anderem «Der philosophische Flohmarkt» (1995) und «Alles am Weibe ist ein Rätsel» (1998).

Friedhelm Moser

Kleine Philosophie für Nichtphilosophen

C.H.Beck

Die ersten drei Auflagen dieses Buches erschienen im Jahr 2000
als broschurierte Ausgabe im Verlag C.H.Beck.

1. Auflage (in der Beck'schen Reihe). 2001
2. Auflage (in der Beck'schen Reihe). 2002
3. Auflage (in der Beck'schen Reihe). 2002
4. Auflage (in der Beck'schen Reihe). 2006
Limitierte Sonderausgabe. 2007

5. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2019
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2000
www.chbeck.de

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie
Umschlagabbildung: © Vicky Kasala/Getty Images

Printed in Germany
ISBN 978 3 406 74193 7



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

Vorwort

Seite 7

1 Das Ich oder Der Mensch im Spiegel

Seite 11

2 Das Paradox
oder Kann man in Kartenhäusern leben?

Seite 20

3 Die Wahrheit oder Leben in der Skinner-Box

Seite 30

4 Die Liebe oder Der bittersüße Dämon

Seite 39

5 Die Einsamkeit oder Der Mann, der Inseln liebte

Seite 49

6 Die Zivilcourage oder Wie viel Mumm kann man von
einem Menschen verlangen?

Seite 61

7 Die Arbeit oder Sisyphos und der Stein der Weisen

Seite 70

8 Die Evolution oder Wohin geht die Reise?

Seite 81

9 Die Mystik oder Heimweh nach dem Himmel

Seite 91

- 10 Der Tod oder Mein Mörder, mein Freund
Seite 101
- 11 Die Freiheit oder Sind Sie eine Billardkugel?
Seite 111
- 12 Das Spiel oder Der Herr der Fliegen
Seite 122
- 13 Die Logik
oder Wenn Lügner Lügner Lügner nennen
Seite 132
- 14 Die Zeit oder Das Uhren-Universum
Seite 142
- 15 Die Gleichheit
oder Justitias Waage – die Wiege der Gerechtigkeit?
Seite 151
- 16 Die Information oder «Bild» und Bildung
Seite 162
- 17 Die Reise oder Leben heißt Unterwegssein
Seite 171
- 18 Der Krieg oder Ist Angst eine Tugend?
Seite 180
- 19 Das Lachen oder Göttergabe – Teufelsfratze?
Seite 189
- 20 Die Sprache
oder Die Vermummung der Gedanken
Seite 199
- 21 Die Philosophie oder Meditationen im Stadion
Seite 209

VORWORT

Als ich mich mit fünfzehn Jahren für Philosophie zu interessieren begann und bei Karstadt ein preisgünstiges Bändchen «Kant – Ausgewählte Schriften» erstand, da hatte ich eine seltsame Vorstellung von diesem Fach. Philosophie, so glaubte ich, bringe Klarheit in die Verworrenheit der Welt, sie zeige dem Menschen Wege zum Glück und gebe Antwort auf die letzten Fragen.

Im Laufe der Jahre hat sich mein Bild von der Philosophie gewandelt. Ich würde heute nicht mehr sagen, dass es bei der Philosophie wesentlich um das Erschließen und Feststellen von Wahrheiten geht. Aber worum dann?

Lassen Sie mich ein paar Episoden aus meinem philosophischen Alltag berichten:

Ich fahre in die Stadt, und es ist Wahlkampf. An jedem zweiten Laternenmast lächelt ein Kandidat oder eine Kandidatin. Die Slogans lauten «Sicherheit für Deutschland» und «Wir werden nicht alles anders machen, aber vieles besser». Das Ganze ist nicht besonders originell, und ich frage mich, warum schlauen Politikern und kreativen Werbestrategen nichts Pfiffigeres einfällt. Bis ich darauf komme, dass Pfiffigkeit auch kontraproduktiv sein kann. Die Mehrheit der Wähler – und um die geht es – will Verlässlichkeit und Schlichtheit. Witz verunsichert. Deshalb wäre es im Wahlkampf ein Zeichen von Dummheit, sich als sehr intelligent darzustellen. Je gewiefter einer ist, desto mittelmäßiger präsentiert er sich. Dieses kleine Paradox erfreut mich, so dass ich vermutlich ebenso dümmlich grinse wie die Pappkameraden am Straßenrand.

Ist das der Grund, warum mich in der Fußgängerzone eine schöne, dunkelhäutige Frau vergnügt anlächelt? Ich bin versucht, ihr nachzugehen, aber da kommt mir ein

Gedanke in die Quere. Es ist ein faszinierender Gedanke, und er stammt von dem Evolutionsforscher Richard Dawkins. Nach dessen Meinung ist jedes Lebewesen – auch der Mensch – nur eine «Überlebensmaschine» für Gene. Und wenn ich eine dunkelhäutige Frau attraktiv finde, dann deshalb, weil meine Gene «wissen», dass die Fusion mit exotischen Chromosomen ihren Kurswert an der Evolutionsbörse steil ansteigen ließe. Sagt Dawkins; und ich sage zu meinen Genen: «Benehmt euch, ihr Biester, noch bin *ich* der Herr im Haus.» Außerdem hätte ich sowieso keine Zeit. Ich bin nämlich mit Freunden zum Essen verabredet.

Das Ehepaar, dem ich beim Italiener gegenüber sitze, hat sich ein Haus gekauft und ist seit Monaten mit der Renovierung und Einrichtung beschäftigt. Das Haus bildet denn auch das Hauptgesprächsthema. «Willst du dir nicht auch mal ein Haus kaufen?», werde ich gefragt. «Miete ist doch im Grunde hinausgeschmissenes Geld.» Mir gehen die Vorzüge der Hauslosigkeit durch den Kopf, aber ich habe keine Lust auf eine Grundsatzdiskussion zum Dessert. Deshalb sage ich: «Ich hab' schon mal ein Haus gekauft. Viele Häuser. Früher, als ich mit meiner Schwester immer <Monopoly> gespielt hab'.» Darüber kann man lachen. Aber völlig absurd ist der Gedanke nicht. Das Spiel simuliert die Welt, aber simuliert nicht auch die Welt das Spiel? Ich nehme mir vor, nach dem Espresso in die Universitätsbibliothek zu fahren und Literatur zum Thema «Spiel» aufzutreiben. Denn «Spiel» scheint mir – wie auch «Paradox» oder «Evolution» – ein geeignetes Stichwort für das Buch zu sein, das ich in Planung habe (und das Sie jetzt in Händen halten).

Philosophie – das sollen diese Episoden zeigen – hat viel mit vagabundierenden Gedanken zu tun. Der Philosoph liebt die Um- und Abwege. Leicht vergisst er auf

seinem Spaziergang, wo er überhaupt hinwollte. Er geht durch das Leben wie jemand, der zum ersten Mal und ohne Eile durch eine fremde Stadt flaniert. Er hat einen Reiseführer eingesteckt – das ist die philosophische Literatur –, aber er schaut nur gelegentlich hinein. Denn sein Interesse beschränkt sich nicht auf die sattem bekannten Sehenswürdigkeiten. Ein malerischer Brunnen, den er in einem Hinterhof entdeckt, berührt ihn vielleicht mehr als die gesamte Pinakothek.

Dieses Buch will Sie zu einem Bummel durch einige besonders interessante Viertel der Philosophie verführen. Alles, was Sie mitbringen müssen, sind Unternehmungslust und ein wenig Muße. Und bitte vergessen Sie nicht Schopenhauers Ratschlag, «dass zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter sind als die Spur eines Fußgängers im Sande: Man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehen, muss man seine eigenen Augen gebrauchen.»

DAS ICH

oder

Der Mensch im Spiegel

«Ich habe versucht, mich aus diesem alten, staubigen, muffigen, faulen Zauberkreis meines Ichs zu befreien, in dem mich zu drehen ich verurteilt bin, aber alles, und mochte ich auch das Allergewöhnlichste tun, ausnahmslos alles nahm sofort meine eigene ausschließliche Farbe, meine Art und meinen Geruch an. Ich konnte nur dies und konnte es nur so tun. Immer dasselbe, immer dasselbe. Wenn ich mich erschießen oder aufhängen wollte, worüber ich manchmal so ernsthaft nachdenke wie darüber, ob ich in die Stadt fahren soll oder nicht, auch das täte ich nicht so wie der Soldat, der sich vergangenes Jahr in Sasek erhängt hat, sondern so, wie es mir eigen ist, nämlich auf irgendeine alte, törichte, muffige und traurige Art.» (Leo Tolstoi, *Aufzeichnungen eines Ehemannes*)

Beginnen wir mit dem Ursprung allen Fühlens und Denkens, beginnen wir mit dem Ich!

Mit dem Ich beginnen? Ist das erlaubt? Eine der eisernen Benimmregeln meiner Kindheit lautete: «Man fängt keinen Brief und keinen Schulaufsatz mit <Ich> an!» So etwas zeuge von Hochmut, und Hochmut zeuge von Dummheit. Dabei wollte unsereins doch nur schreiben: «Ich hoffe, es geht Euch gut.» («Euch» groß!) oder «Ich war in den Sommerferien bei meinem Onkel Ludwig.» Und war Ludwig XIV. («Der Staat bin ich») etwa ein Ausbund an Bescheidenheit gewesen? Aber nein, es half nichts. Das Ich wurde vom Anfang verbannt, es durfte sich irgendwo im Wörtergewimmel verkrümmeln. Und bei Aufzählungen musste es sich grundsätzlich ganz hinten anstellen. Wer gegen dieses Gebot verstieß, galt als Esel.

Der Abzählreim «Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du» war wohl ursprünglich ein Spottvers für Kinder, die die Lektion noch nicht gelernt hatten.

Das Ich war aussätzig. Noch widerlicher aber als das nackte Ich war ein Ich, das Wünsche hatte oder – Gott bewahre! – Forderungen stellte. Wenn Tante Waltraud fragte: «Wer möchte denn noch ein schönes Stück Torte?», war ein spontanes «Ich!» garantiert die falsche Antwort. Wer sich an Tante Waltrauds Kaffeetafel vordrängelte, kam als Allerletzter dran, musste sich mit dem kleinsten Stück zufriedengeben und zudem noch einen Rüffel schlucken: «Sei nicht so *ichsüchtig!*» Und Cousine Gaby feixte.

Ach, Tante Waltraud! Wäre ich damals etwas aufgeweckter gewesen, hätte ich dir geantwortet: «Aber ich *muß* ichsüchtig sein. Ich will später einmal Philosoph werden, und dieser Beruf beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Ich. Meine Ichsucht ist ein sicheres Indiz für meine philosophische Berufung. Und jetzt in Nietzsches Namen her mit der Torte, und gefälligst das größte Stück!»

So hätte ich auftrumpfen sollen. Stattdessen lief ich rot an, ein Signal meiner Kapitulation vor dem Über-Ich. Mein Ich war halt noch ziemlich unterentwickelt, ein rechtes Kümmerl-Ich, gerade erst in die Welt geworfen und noch ganz wackelig auf den Beinen.

*

Ab wann hat man eigentlich ein Ich? Es gibt angeblich Leute, die sich an ihre eigene Geburt erinnern, aber es soll ja auch Leute geben, die behaupten, in einem früheren Leben Alexander der Große oder die Tochter des Pharaos gewesen zu sein. (Einfache Soldaten und Latrinensklaven werden offenbar nie wiedergeboren.) Nein, bei der Geburt glänzt das Ich durch Abwesenheit. Eine durchtrennte Nabelschnur bedeutet noch lange kein Selbstbewusstsein.

Auch auf Wickelkommoden und in Laufställen sind Ichs selten anzutreffen.

Das Ich enthüllt und entdeckt sich irgendwann zwischen Schnuller und Schultüte. Ich erinnere mich nicht daran, wie ich diesen Moment erlebt habe, deshalb lassen wir den Dichterphilosophen Jean Paul zu Wort kommen: «An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht <ich bin ein Ich> wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig.»

Der Satz «ich bin ein Ich» hat es in sich, philosophisch betrachtet. Dasselbe Wort wird ganz unterschiedlich verwendet: «ich» ist nicht gleich «Ich», und deshalb muss ich die Aussagen aus dem vorletzten Absatz teilweise zurücknehmen. Das Kind, das in der Sekunde *vor* dem «Blitzstrahl» unter der Haustüre steht, besitzt sehr wohl ein «ich»; aber es ist nur ein kleines «ich». Dieses blickt selbstvergessen nach draußen, in Richtung Holzstoß. Es ist ein Guckloch, durch das der kleine Junge auf die Welt sieht. Ein mobiles Guckloch mit integriertem Hörrohr und anderen Extras. Ein Guckloch, das sich mit der Geburt aufgetan hat und mit dem Tod schließen wird.

Besonders leistungsstark ist das kleine «ich» nicht. Jedes Huhn, das auf dem Hof nach Körnern pickt, ist ein solches Guckloch, selbst die Ameise, die über den Holzstoß krabbeln, hat Augen im Kopf und ein Ziel, das sie anstrebt.

Das große «Ich», das philosophisch interessante «Ich», ist etwas fundamental anderes. Es bildet sich durch eine Art von Kernspaltung. Entsprechend umwerfend sind die Auswirkungen. Das kleine «ich» zerreißt spontan in der Mitte und tritt sich selbst gegenüber. Es findet sich unversehens vor einem inneren Spiegel und erschrickt vor

seinem ungeheuerlichen Ebenbild. In der Ursekunde der Persönlichkeit verschwindet das Guckloch im Guckloch, und heraus springt eine neue Welt, ein unendliches Spiegelskabinett, das Universum des Groß-Ich.

Die aberwitzige Kluft zwischen Klein-Ich und Groß-Ich bildet ein Grundparadox unseres Lebens. Das Klein-Ich ist nur ein Stecknadelkopf in Raum und Zeit, eine zufällige, flüchtige Zusammenballung von Atomen im Wirbel der Galaxien, ein Wimpernschlag im Traum eines Schattens. Das Groß-Ich ist unendlicher als die Unendlichkeit: Die Erde ist Teil eines Sonnensystems, die Sonne ist nur einer von Milliarden Sternen in der Galaxie, und wer, außer ein paar verrückten Astronomen, zählt die Galaxien im Universum ... Das Groß-Ich nimmt diese ganze, grenzenlose Welt in sich auf; es lernt alternative Welten kennen, indem es mit anderen Ichs kommuniziert; und schließlich hat es die Fähigkeit, sich so viele mögliche Welten vorzustellen, wie es will. Es ist wirklich *ziemlich* groß. Jeder Mensch mit einem Groß-Ich spürt, dass er alles und mehr als alles ist. Das macht ihn stolz und zugleich verzagt. Wie entsetzlich, wie unvorstellbar schade wäre es, dieses phänomenale Groß-Ich zu verlieren! Für Sektenprediger, die alle Jahre wieder mahnen: «Tut Buße! Denn das Ende der Welt ist nahe!», haben die meisten von uns nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Und doch ist der Weltuntergang eine Realität. Er findet in jeder Sekunde statt, irgendwo auf der Erde. Immer dort, wo ein Mensch sich zur Wand dreht und den letzten Atemzug tut, versinkt eine Welt im Nichts, vergeht eine Unendlichkeit für immer.

Ein Trost: In jedem Embryo keimt ein neuer Kosmos.

*

Ist es ein Anhauch der Unendlichkeit, der uns erschauern lässt, wenn wir den ersten Blick in den inneren Spie-

gel werfen – und wenn der innere Spiegel den ersten Blick in uns wirft?

Spiegel sind unheimlich. Eine der schönsten Horrorstories, die ich kenne, stammt von H. P. Lovecraft und heißt *Der Außenseiter*: Ein Junge wächst in einem grauenvollen, uralten einsamen Schloss heran. Die Kronen gigantischer Bäume sperren jedes Tageslicht aus. Nur ein einziger schroffer Turm ragt durch das Blätterdach. Eines Tages besteigt der Junge diesen Turm. Nach einer endlosen Kletterpartie findet er sich nicht, wie erwartet, auf einer Aussichtsplattform in schwindelnder Höhe wieder, sondern – auf der flachen Erde. Zum ersten Mal sieht er den Vollmond. Er irrt übers Land und entdeckt ein Schloss, in dem ein Fest gefeiert wird. Sobald er den Ballsaal betritt, rennen die Gäste schreiend davon. Er schaut sich um und erblickt den Grund ihrer Panik, ein grässliches Ungeheuer. Halb ohnmächtig taumelt er dem Scheusal entgegen, hebt seine Hand zur Abwehr und berührt – die blanke, kalte Fläche eines Spiegels. Spiegel sind grausam.

Und tückisch. Der schöne Knabe Narziss beugt sich über eine Quelle und entdeckt im Wasser – einen schönen Knaben. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Doch wann immer Narziss den Geliebten umarmen will, zerfließt dessen Bild. Reichlich spät blitzt die Wahrheit in ihm auf: «Der bin ja ich ... Ich liebe mich selbst!» Narziss stirbt an gebrochenem Herzen. Nicht einmal in der Unterwelt findet er Erlösung. Todeslänglich starrt er dort in den schwarzen Spiegel des Styx.

«Schau nicht so viel in den Spiegel, sonst bleibt dir das Gesicht stehen», lautete eine andere von Tante Waltrauds Weisheiten. In meiner Jugend habe ich das für einen finsternen Aberglauben gehalten. Heute denke ich, dass etwas dran sein könnte. Der minutenlange Blick in die eigenen Augen hat etwas Enervierendes. Das Schwarz der Pupil-

len entfaltet einen unheimlichen Sog. Der Blick, der sich nicht losreißen kann, erliegt der Faszination des Bodenlosen. Angeblich ist es möglich, sich durch Selbsthypnose in kataleptische Zustände zu versetzen. Wer Glück hat, landet in der Psychiatrie. Jahr für Jahr verschwinden Tausende von Menschen spurlos. Wie viele davon sind wohl, wie Alice, «durch den Spiegel» gegangen? Spiegel sind unergründlich.

Und sie kompromittieren. Leute, die zu oft in den Spiegel sehen, wirken lächerlich. Oder was würden *Sie* von jemandem halten, der beim Gang durch die Stadt vor jedem Schaufenster stehen bleibt, um in der Scheibe seine äußere Erscheinung zu kontrollieren? Ach, Sie machen das selbst? Zugegeben, ich auch gelegentlich. Zum Beispiel, wenn ich von meiner Friseurin komme. Aber dann weiß ich genau, dass ich Gefahr laufe, lächerlich zu wirken, und schaue nur ganz flüchtig und verstohlen hin. Wahrscheinlich wirkt das doppelt lächerlich.

*

Mit der Selbsterforschung der Psyche verhält es sich ähnlich: Es führt zu nichts, wenn man pausenlos darüber nachgrübelt, wer man *eigentlich* ist. Denn so, wie beim Selbstbespiegler die Wirkung durch die Sorge um die Wirkung zerstört wird, so schrumpft beim Selbsterforscher das Selbst in dem Maße, wie das Bedürfnis nach Selbsterforschung wuchert. Eine exzessive Psychoanalyse zersetzt die Psyche. Sein Ich findet man nicht, indem man sein Innenleben auf den Kopf stellt, sondern man schafft es sich, indem man in der Welt etwas auf die Beine stellt. Ein Ich, das nur noch sich selbst im Blick hat, vernichtet am Ende sich selbst.

In diesen Teufelskreis verrennt sich, wenn er nicht achtgibt, auch der Philosoph. Sein Hauptinteresse – als Fun-

dament für alle weitere Forschung – richtet sich auf die Bedingungen und Grenzen von Wahrnehmung und Denken. Wahrnehmung und Denken existieren jedoch nicht im luftleeren Raum, sie sind Funktionen des menschlichen Verstandes. Also nimmt der Philosoph den Menschen in Momenten von Wahrnehmung und Denken unter die Lupe. Und weil er nur bei einem einzigen Menschen hinter die Kulissen des Gehirns schauen zu können glaubt, macht er diesen einen Menschen zum bevorzugten Objekt seiner Forschung. «Merke auf dich selbst!», riet Fichte. «Kehre deinen Blick von allem, was dich umgibt, ab, und in dein Inneres: (das) ist die erste Forderung, welche die Philosophie an ihren Lehrling tut.» Und Friedrich Schlegel schlug in dieselbe Kerbe: «Die Untersuchung aller Quellen in der Philosophie führt uns auf die Selbstan-schauung als den sichersten Anfangspunkt der Philosophie.»

Der Maler, der sich selbst nach einem Spiegelbild porträtiert, kann sich immer nur im Augenblick des Malens darstellen, mit wachem, kontrollierendem Blick. Der idealistische Philosoph untersucht sich selbst und untersucht sich doch immer nur – bei ebendieser Untersuchung. Die Introspektion inspiziert die Introspektion. Ein Verfahren, das Hunde, die ihrem eigenen Schwanz nachjagen, eminent philosophisch erscheinen lässt.

*

Jedem, der viel über sich nachdenkt, kommt früher oder später die Idee, er müsse die Wechselfälle seines Lebens aufzeichnen. Zahlreiche Philosophen haben Autobiographien verfasst: Augustinus, Rousseau, Mill, Russell, Feyerabend, um nur eine Handvoll zu nennen. Ich liebe solche Bücher, weil sie zeigen, dass die Philosophie, mag sie mit dem Kopf auch noch so tief in den Wolken stecken, mit

den Füßen allemal auf der Erde bleibt. Autobiographien zerreißen das Hirngespinnst, dass das Ich selbstgenügsam und selbstbeherrscht sei. Wir sind *nicht nur* das, aber immer *auch* das, was wir geworden sind. Und was wir geworden sind, hängt vornehmlich davon ab, welchen Menschen wir begegnet sind, welche Erfahrungen wir mit ihnen gemacht haben und wie wir diese Erfahrungen bewerten.

Nur wer seine Geschichte zur Kenntnis nimmt, kann begreifen, wer er ist. Menschen, die am «Korsakow-Syndrom» leiden, haben kein Kurzzeitgedächtnis mehr und müssen sich in jeder Sekunde eine neue Lebensgeschichte konstruieren, ein neues Ich erfinden. Ihre phantastischen Konstruktionen haben keine inneren Bezugspunkte, sondern sind lediglich Reflexe auf Eindrücke von außen. Diese Menschen haben kein Gefühl für ihr Alter und wissen nicht, wo sie sich gerade befinden. Sie sind verloren in Raum und Zeit. Der Korsakow-Patient ist ein Individuum ohne Selbst.

*

Die Auslöschung des Ich ist nicht immer eine existenzielle Katastrophe. Sie kann auch zur höchsten Stufe des Menschseins führen. Darin sind sich östliche Philosophie und westliche Mystik einig. Denn so groß das Ich auch sein mag, es setzt doch immer ein Nicht-Ich voraus, von dem es begrenzt wird. So stolz und selbstsicher das Ich im Leben auch ist, es hängt doch am Leben, und vor dem Tod ist all seine Herrlichkeit dahin.

Das Ich ist ein Schloss mit 365 prächtigen Sälen. Doch wer ein Schloss *besitzt*, wird nur zu leicht von diesem Schloss *bessessen*. Er schließt sich ein in der Illusion, Krankheit, Alter und Tod seien für ihn damit ausgeschlossen. Der Weise bewohnt das Schloss wie ein Gast, der jederzeit damit rechnet, weiterziehen zu müssen, oder er bricht von

sich aus auf in die «Hauslosigkeit», wie jener indische Prinz, der erst im Bettlergewand zum Buddha wurde. Wer ein Schloss besitzt, ist reich. Wer das Schloss aus freien Stücken verlässt, ist reicher, denn die ganze Welt steht ihm offen, und er hat nichts mehr zu verlieren. Wer den Verlust des Ich – den Tod – nicht fürchtet, muss nichts und niemanden fürchten. Der letzte Triumph des Ich ist der Sieg über sich selbst, wie das folgende Zen-Gedicht bestätigt:

«Der Sieg gehört nur dem Einen,
vor des Kampfes Beginn schon,
der seines Ichs nicht gedenkt,
der im Ursprung, im Nicht-Ich, wohnt.»

*

Neulich besuchte ich wieder einmal Tante Waltraud. Auch Cousine Gaby war da, die in letzter Zeit ein Interesse für postmoderne Philosophie entwickelt hat. «Ich hab' uns ein schönes Stück Torte mitgebracht», sagte ich besänftigend. Gaby sah mich streng an: «Du solltest das Wort <ich> nicht so unkritisch gebrauchen. Das autonome Subjekt existiert nach Foucault nicht mehr: <Das Ich ist explodiert.>»

Ich spürte, wie ich rot anlief.

Zum Weiterlesen empfehle ich:

Einsicht ins Ich – Fantasien und Reflexionen über Selbst und Seele von Douglas R. Hofstadter und Daniel C. Dennett (Stuttgart 1986).

DAS PARADOX

oder

Kann man in Kartenhäusern leben?

«Es ist wahrscheinlich, dass das Unwahrscheinliche geschieht.»
(Aristoteles)

Was paradox ist? Das ist doch klar wie Kloßbrühe: Paradox ist das Überbein am Unterarm, der Schatten, über den man springt, der Zopf, an dem man sich aus dem Sumpf zieht, ein Kinderreim voller Ungereimtheiten:

«Dunkel war's, der Mond schien helle,
Schnee lag auf der grünen Flur,
als ein Wagen blitzeschnelle
langsam um die Ecke fuhr.»

Paradox – das ist auch eine Putzfrau, die Dreckmann heißt, ein Papagei, der «Kuckuck» ruft, oder ein Wolf im Schafspelz; ein Mensch, der niemals einem Club beitreten würde, der Leute wie ihn aufnimmt; ein Mensch, der nur dann glücklich ist, wenn er etwas zu jammern hat; ein Mensch, der jeden hasst, der ihn gern hat. Paradox sind das offene Geheimnis und das beredte Schweigen. Und was ist ein Sadist, der einem Masochisten die Bitte um Schläge lächelnd *abschlägt*? ... Genau.

Zum Stichwort Sadismus fällt mir eine paradoxe Geschichte ein, die Geschichte meines Schulfreundes Edgar Fuchs. Edgar war ein wenig verklemmt und glaubte nicht daran, dass ihn jemand *wirklich* lieben könne. Nun hatte er das Glück, dass sich tatsächlich ein Mädchen in ihn ver-

liebte. Ihr Name war Theodora. Sie vergötterte ihn. Dennoch zweifelte Edgar. Um sie zu testen, behandelte er sie wie den letzten Dreck. «Wenn du mich *wirklich* liebst, erträgst du das», sagte er. Und Theodora ertrug alles. Er begann sie zu schlagen. Sie ertrug auch das. Aber nichts konnte Edgar davon überzeugen, dass sie ihn *unter allen Umständen* lieben würde. Irgendwann musste ihre Liebe doch aufhören. Eines Tages nahm Edgar sie mit auf eine Aussichtsplattform und sagte: «Wenn du mich *wirklich* liebst, springst du jetzt da runter.» Theodora sprang in den Tod, und Edgar schlich mit gemischten Gefühlen zum Fahrstuhl.

*

«Paradox» gehört zu meinen Lieblingswörtern. Zum einen erlaubt es mir, mit meinen etymologischen Kenntnissen zu prahlen: Die altgriechische *dóxa* stammt aus dem gleichen Stall wie das *dógma* und bedeutet so viel wie «Meinung, Vorurteil, Glaube». *Pará* heißt «gegen»; beides zusammen also: «gegen die vorgefasste Meinung, unglaublich». Zum anderen habe ich eine Schwäche für das Abseitige und Makabre, für das Groteske und Okkulte. Viele unheimliche, obskure Wörter beginnen mit «para»: nicht nur Paradox, sondern auch Paranoia, Paralyse, Parasit, Parapsychologie, Paradigma und Parallaxpanoramagramm. Wer etwa den Paraplü für harmlos hält, lasse sich von Wilhelm Busch («Zwei Diebe») eines Grässlicheren belehren. Selbst das Paradies hatte seine Tücken. In seiner Mitte stand bekanntlich ein Baum mit verbotenen Früchten und einem akustischen Warnsystem: «Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet!»

Dieser Nabel des Gartens Eden wird gemeinhin als «Baum der Erkenntnis» bezeichnet. «Baum der Paradoxie» wäre passender. Denn was hat eine Pflanze mit tod-

bringenden Früchten mitten im Paradies zu suchen? Sie wirkt dort so deplatziert wie eine Selbstschussanlage im Kinderzimmer. Oder hat der Baum einen tieferen Sinn? Es scheint so. Das sogenannte Paradies ist nämlich in Wirklichkeit eine Falle, eine *Sündenfalle*. Jehova hat sich einen bösen Scherz mit Adam und Eva erlaubt. Ähnlich wurde Ödipus vom Orakel genarrt. Die Warnung erst bewirkt das Verderben. Jedes Verbot reizt zum Ungehorsam. Blaubarts Frau öffnete das siebente Zimmer. Semele bestand darauf, das wahre Antlitz des Zeus zu sehen, und verbrannte. Dagegen ist nichts reizloser als das Erlaubte, das Offensichtliche, das im Überfluss Vorhandene. Niemand ist so unglücklich wie der Voyeur am Nacktbadestrand.

Menschen reagieren nun einmal paradox. Deshalb führt, wenn man jemanden manipulieren will, gewöhnlich eine paradoxe Strategie zum Erfolg. So auch im folgenden Fall, den Mark Twain aufgezeichnet hat:

Tom muss einen Zaun streichen. Es ist eine langweilige Strafarbeit. Zusätzlich quält ihn der Gedanke, dass alle anderen Jungen frei haben. Früher oder später werden sie vorbeikommen und ihn auslachen. Die Lage ist hoffnungslos. Da erscheint auch schon der erste Junge, Ben Rodgers. Er stellt sich hinter Tom und höhnt: «Ham se dich rangekriegt, hä?»

Tom tut, als habe er nicht gehört, und streicht weiter, mit künstlerischer Hingabe.

«Ich geh' schwimmen», sagt Ben. «Aber du musst ja wohl arbeiten.»

Tom tut überrascht: «Ach, du bist es, Ben. <Arbeiten>? Was meinst du mit <arbeiten>?»

Er verkauft die Pinselei als anspruchsvolle Kunst, so lange, bis Ben fragt: «Darf ich auch mal ein bisschen?»

Für einen Apfel lässt Tom sich breitschlagen. Nach und nach trudeln auch die anderen Jungen ein. Jeder will an

der Attraktion des Streichens teilhaben. Angebot und Nachfrage. Am Nachmittag prangt der Zaun in makelloser Schönheit. Tom ist durch die Vermietung des Pinsels zu einem Vermögen in Form von Murmeln, Knallfröschen, einer toten Ratte und Ähnlichem gekommen. Und er hat etwas fürs Leben gelernt: Was als Plackerei gilt, wenn man es tun *soll*, wird zum Vergnügen, wenn man es tun *darf*. Begehrenswert erscheint den Menschen nur das, was schwer zu bekommen ist. Wenn Kartoffeln so rar wie Trüffel wären, dann wären sie auch so teuer.

Teuer kann auch eine Therapie werden. Das Geld kann man sich sparen, wenn man lediglich an seelischen Blockierungen leidet. Das simple Rezept lautet «paradoxe Intention», und es funktioniert so: Nehmen wir einmal an, Sie leiden unter Schlafstörungen. Den ganzen Tag über fühlen Sie sich müde und zerschlagen. Ihr Körper schreit nach Schlaf. Aber gegen Abend bemächtigt sich Ihrer die sogenannte Bettangst, die Angst vor einer weiteren durchwachten Nacht. Die Angst beunruhigt Sie dermaßen, dass Sie im Bett tatsächlich kein Auge zutun. Sie wollen ganz bewusst und aktiv einschlafen, Einschlafen ist nun aber gerade ein unbewusster und passiver Vorgang. Das überreizte Schlafenwollen verhindert den Schlaf.

Was tun? Behandeln Sie das Sandmännchen, als hieße es Ben Rodgers! Zeigen Sie Morpheus die kalte Schulter. Nehmen Sie sich vor, die ganze Nacht lang über Gott und die Welt nachzudenken. Wenn Ihnen das zu anstrengend ist, erinnern Sie sich an Ihren letzten Urlaub, oder planen Sie den nächsten. Wahrscheinlich holt der Schlaf Sie ein, eh' Sie auf dem Flughafen angekommen sind.

Auch bei andersgearteten Schlafzimmerproblemen hat sich die «paradoxe Intention» bewährt, ebenso bei der Angst vor Erröten und Schweißausbrüchen. Verlustangst bekämpft man nicht durch Klammern, sondern durch

Loslassen. Jeder Mensch kann schwimmen. Wenn einer ertrinkt, dann aus Angst vor dem Ertrinken, weil er krampfhaft um sich schlägt, statt entspannt auf dem Wasser zu treiben. Ein «toter Mann» geht nicht unter. Petrus fiel erst dann in den See Genezareth, als er zweifelte. Sein Meister war ein Experte der paradoxen Intention: «Liebet eure Feinde! Tut wohl denen, die euch hassen!»

*

Neues Testament und Theologie sind Fundgruben für wundervolle Paradoxa. Daran ist der allwissende, allmächtige, allgütige Schöpfer höchstpersönlich schuld. «Kann Gott einen Stein erschaffen, der so schwer ist, dass Gott selbst ihn nicht heben kann?» Vor solchen Koans kapitulierten selbst die Kirchenväter mit einem Stoßseufzer: «Ich glaube, *weil* es absurd ist.» Es ist dem Normalsterblichen unmöglich, Gott in seinem Wesen zu begreifen. Deshalb behilft sich die Theologie mit einem Trick: «Das einfach und absolut Größte erfassen wir, da es zu groß ist, als dass es von uns begriffen werden könnte, nur *als unbegreiflich*», schrieb Nikolaus von Kues. Über Gott wissen wir nur, dass wir nichts über ihn wissen. Wäre es nicht witzig, wenn er tatsächlich ein alter Mann mit Bart wäre?

Möglich auch, dass er jenem legendären Barbier gleicht, über den Bertrand Russell schrieb: «Er rasierte alle Männer des Dorfes, die sich nicht selbst rasierten.» Dieser Satz klingt vernünftig. Er wird erst dann problematisch, wenn man fragt: «Und was war mit dem Barbier? Rasierte er sich selbst, oder nicht?» Wenn er sich nicht rasierte, musste er sich rasieren. Und wenn er sich rasierte, durfte er sich nicht rasieren. Der Barbier steckte in der Klemme – bis Russell das Dorf besuchte und festlegte, die obige Rasiervorschrift dürfe nicht auf den Barbier selbst angewendet werden. Diese Regel – «Eine Menge darf sich selbst

nicht als Element enthalten» – gilt sogar für den Papst: Die Lehre von der Unfehlbarkeit *ex cathedra* kann sich logischerweise nicht auf sich selbst beziehen. Es sei denn, durch ein Wunder.

*

In der Umgangssprache spricht man bereits dann von Paradoxie, wenn ein Satz dem gesunden Menschenverstand widerspricht. So erscheinen viele korrekte Behauptungen aus Logik und Mathematik absurd. Ein Beispiel: Es leuchtet unmittelbar ein, dass die Menge der natürlichen Zahlen (1, 2, 3, 4, 5, usw.) sich wie ein Reißverschluss in die Mengen der geraden Zahlen (2, 4, 6, usw.) und der ungeraden Zahlen (1, 3, 5, usw.) aufteilen lässt. Die Menge der geraden Zahlen ist genauso groß wie die Menge der ungeraden Zahlen, und jede von beiden ist halb so groß wie die Menge aller natürlichen Zahlen. Sollte man meinen. Aber dann schwingt die Mathematik ihren Zauberstab, und – algebradabra, primzahlabim! – sieht alles anders aus: Jeder natürlichen Zahl lässt sich eine gerade Zahl zuordnen:

1 entspricht 2;
2 entspricht 4;
3 entspricht 6;
4 entspricht 8;
usw. bis in die Unendlichkeit.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de